

Berichte

„Ein christliches Ja zum jüdischen Nein“

Zur Verleihung der Buber-Rosenzweig-Medaille 2015 an Prof. em. Dr. Hanspeter Heinz und den Gesprächskreis „Christen und Juden“ beim Zentralkomitee der Deutschen Katholiken (ZdK).

Seit 1968 verleiht der ‚Deutsche Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit‘ (DKR) anlässlich der Eröffnung der jährlichen Woche der Brüderlichkeit die Buber-Rosenzweig-Medaille. Die deutsch-jüdischen Religionsphilosophen *Martin Buber* (1878–1965) und *Franz Rosenzweig* (1886–1929) waren herausragende jüdische Gelehrte mit großer öffentlicher Wirkung. Ihre Schriften haben bis heute nichts von ihrer Bedeutung für das jüdisch-christliche Verhältnis verloren. Besonders hervorzuheben sind Franz Rosenzweigs philosophisches Hauptwerk *Der Stern der Erlösung* (Im Jahr der Schöpfung 5681, Frankfurt a. M. 1921) und Martin Bubers *Schriften zur Bibel*, zu den osteuropäischen Chassidim („Frommen“), zum Verhältnis von Israel und Palästina sowie die philosophische Schrift *Ich und Du* (1923), die das Verhältnis des Einzelnen zu Gott und den Mitmenschen als existentielle dialogische Begegnung beschreibt.

Darüber hinaus haben Buber und Rosenzweig gemeinsam ein unvergleichliches übersetzerisches Werk geschaffen: die „Verdeutschung“ der Hebräischen Bibel *„Die Schrift“* in vier Bänden: *Die fünf Bücher der Weisung* (die fünf Bücher der Tora), die *Bücher der Geschichte* (die Bücher Josua, Richter, das erste und zweite Buch Samuel und die zwei Bücher der Könige), die *Bücher der Kündigung* (die Bücher der Propheten Jesaja, Jeremia, Ezechiel, Hosea, Joel, Amos, Obadja, Jona, Micha, Nachum, Habakuk, Zefanja, Haggai, Sacharja und Maleachi) und *Das Buch der Preisungen* (Psalmen).¹

1) Nach dem Tod von Franz Rosenzweig am 10. Dezember 1929 hat Martin Buber die Übersetzung alleine weiter- und zuende geführt.

Dieses am gesprochenen Wort orientierte, von der Lutherbibel bewusst sich absetzende Werk hat inzwischen seinen eigenen Rang unter den deutschen Bibelübersetzungen.² Auch für die christlich-jüdische Verständigung haben Martin Buber und Franz Rosenzweig Pionierarbeit geleistet. Nach einem Gespräch mit dem 1904 vom Judentum zum Protestantismus konvertierten Rechtshistoriker und Soziologen Eugen Rosenstock (1888–1973) am 7. Juli 1913 hatte Rosenzweig sogar kurzzeitig den Gedanken erwogen, ebenfalls zum Christentum zu konvertieren. Nach vier Monaten, am 31. Oktober 1913, schrieb er seinem christlichen Cousin Rudolf Ehrenberg: „[...] Ich bin in langer und, wie ich meine, gründlicher Überlegung dazu gekommen, meinen Entschluss [zum Christentum überzutreten] zurückzunehmen. [...] Ich bleibe also Jude.“

Das Motto der Woche der Brüderlichkeit 2015 „*Im Gehen entsteht der Weg. Impulse christlich-jüdischer Begegnung*“ greift die reiche „Wege-Metaphorik“ der Bibel seit Abrahams Tagen auf; auch Franz Kafka soll einmal gesprächsweise geäußert haben: „Wege entstehen dadurch, dass man sie geht.“ Nur da, wo neue Wege gebahnt werden, erschließen sich auch neue Ziele. Im Gehen eröffnen sich Chancen. Im christlich-jüdischen Kontext bedeutet es, nicht passiv abzuwarten, sondern aktiv Möglichkeiten für ein gutes Zusammenleben zu suchen und zu nutzen.

Die diesjährigen Preisträger sind der katholische Theologe *Professor Dr. Hanspeter Heinz* und der seit 1971 bestehende Gesprächskreis *Juden und Christen* beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken. In der Mitteilung des deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit heißt es:

„Der Pastoraltheologe *Hanspeter Heinz* hat sich in zahlreichen Artikeln, Büchern und Zeitschriften über viele Jahre hinweg – auch auf internationaler Ebene – mit Themen der jüdisch-christlichen Beziehungen beschäftigt. Seit 1974 leitet Professor Heinz den Gesprächskreis *Juden und Christen* beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken.“

In diesem Gesprächskreis erarbeiten Katholiken und Juden gemeinsam Positionen und vielbeachtete Stellungnahmen, die im In- und Ausland hohe Wertschätzung gefunden haben. Hanspeter Heinz und der Gesprächskreis

2) Vgl. Daniel Krochmalnik / Hans-Joachim Werner (Hg.), *50 Jahre Martin Buber Bibel*, Münster 2014 (siehe S. 215–218 in diesem Heft).

Juden und Christen haben sich dabei intensiv der Aufarbeitung antijüdischer Traditionen der Kirche gewidmet und Grundlagen für eine erneuerte Beziehung zwischen Christen und Juden geschaffen. Die Erklärung „*Nach 50 Jahren – wie reden von Leid, Schuld und Versöhnung?*“ (1988), die *Kritische Stellungnahme zur Revision der Karfreitagsfürbitte „Für die Juden“* durch Papst Benedikt XVI. (2007)³ oder die Erklärung „*Nein zur Judenmission – Ja zum Dialog zwischen Juden und Christen*“ (2009) sind wegweisende Meilensteine im katholisch-jüdischen Dialog.

Der Festvortrag stand unter dem Motto „*(Ein) christliches Ja zum jüdischen Nein*“. Prof. Heinz legte dar, weshalb er das Nein Israels zu Jesus Christus akzeptiert und als Treue Israels zur eigenen Tradition wertet. „Solange wir zu dieser uns schmerzenden Weigerung nicht ein positives, theologisch fundiertes Verhältnis gewinnen, klafft in unserer Beziehung eine tiefe, offene Wunde.“ Diese Überzeugung war bereits Thema der Erklärung „*Nein zur Judenmission – Ja zum Dialog zwischen Juden und Christen*“, die ausführte, „dass der Bund Gottes mit dem jüdischen Volk einen Heilsweg zu Gott darstellt – auch ohne Anerkennung Jesu Christi und ohne das Sakrament der Taufe“. Aber auch die Mitglieder des Gesprächskreises haben im Laufe der Jahre neue Einsichten gewonnen: „Uns Theologen hat der christlich-jüdische Dialog dafür sensibilisiert, dass wir über Jahrhunderte die strenge Theozentrik des Alten wie des Neuen Testaments verwässert oder gar sträflich verfälscht haben.“

Bereits 1981, so Heinz, gelangte der Gesprächskreis zu der Erkenntnis, dass „Juden vom selben Gott Israels offenkundig anderes zu hören bekommen als Christen. Gott mutet uns zu, dieses Paradox im Vertrauen auf seine Treue sowohl zu Israel als auch zur Kirche auszuhalten.“ Dass hier „Glaube gegen Glaube“ steht, verbietet Christen jeden Absolutheitsanspruch. Hier – und nicht im humanistischen Toleranzgebot – liegt der wahre theologische Grund für das religiöse Gespräch zwischen Juden und Christen.

Beim zentralen Festakt am 8. März wurden speziell für diesen Tag erstellte Filme über die Arbeit des DKR gezeigt. Besonders aufschlussreich war ein

3) Vgl. Gesprächskreis „Juden und Christen“ beim Zdk, *Karfreitagsfürbitte „Für die Juden“*. *Neue Belastung der christlich-jüdischen Beziehungen*, in: FrRu NF 15 (2008) 193–196; Hanspeter Heinz, *So darf die Kirche nicht beten! Karfreitagsfürbitte „Für die Juden“*, ebd., S. 196–202; Rabbiner Jonah Sievers, *Sind wir alle nur Mimosen?*, ebd., S. 203–205; Walter Kardinal Kasper, *Das Wann und Wie entscheidet Gott*, ebd. 206–210.

Film, in dem Hanspeter Heinz über den von ihm seit 1974 geleiteten Gesprächskreis „*Juden und Christen*“ berichtet, dem heute 17 Katholiken und 15 Juden angehören. Dieser Kreis, in dem seit Jahrzehnten Juden und Christen miteinander reden und streiten, aber auch gemeinsame Einsichten gewinnen und Stellungnahmen erarbeiten, ist weltweit einmalig. In zahlreichen Interviews betonte Heinz: „Das Jüdische gehört zu unserer Identität als Christen. Ohne die jüdische Wurzel sind wir bloß Schnittblumen“ (Interview mit dem *Kölner Stadt-Anzeiger*), „Christen ohne Juden – sind wie Blumen ohne Wurzeln“ (SWR-Interview).

Dr. Eva Schulz-Jander, katholische Präsidentin des Koordinierungsrates, die die Reihe der Ansprachen eröffnete, nannte vier Gedenktage, die das Jahr 2015 prägen: 1) das Ende des Zweiten Weltkriegs und der nationalsozialistischen Verfolgung vor 70 Jahren, 2) die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und Israel vor 50 Jahren (am 12. Mai 1965), 3) die Verabschiedung des Konzilsdokuments *Nostra aetate* vor 50 Jahren, und 4) der Synodalbeschluss der Evangelischen Kirche im Rheinland zur Erneuerung des Verhältnisses zwischen Christen und Juden vor 35 Jahren (1980). Mit diesen Dokumenten, so Schulz-Jander, haben die Kirchen theologisch neue Wege beschritten. „Aber auch dieser Weg ist noch lange nicht zu Ende. Es gilt den Geist beider Dokumente stets neu in die Gemeinden und theologischen Fakultäten hineinzutragen.“

Ministerpräsidentin Malu Dreyer wies auf die große Tradition des Judentums in Rheinland-Pfalz hin. Sie erinnerte daran, dass im Mittelalter in den drei sogenannten „SchUM-Städten“ Speyer (Schpira), Worms (Warmaisa) und Mainz (Magenza) europaweit bekannte Rabbiner einen herausragenden Beitrag „für die Entfaltung jüdischen Lebens in Mitteleuropa“ geleistet haben. In ihren Schlussworten erinnerte Dreyer an die Worte von Papst Johannes Paul II. bei seinem Besuch in Mainz am 17. November 1980: „Juden und Christen sind als Söhne Abrahams berufen, Segen für die Welt zu sein“ (vgl. Gen 12,2: „Ein Segen sollst du sein“).⁴ Die Oberbürgermeisterin von Ludwigshafen, Dr. Eva Lohse, verschwieg nicht die unmenschliche Behandlung der jüdischen Bürger dieser Stadt, der Geburtsstadt des großen jüdischen Philosophen Ernst Bloch (1855–1977), in der NS-Zeit. Sie wies aber auch darauf hin, dass in Ludwigsburg inzwischen eine Tradition gepflegt werde,

4) Volltext der Ansprache (und Kommentare) in: FrRu XXXII (1980) 3–6.

deren Nachahmung empfehlenswert sei: Jedes Jahr werde in der Woche der Brüderlichkeit der „Abrahampokal“ an eine Schule vergeben, der als Auftrag gelte, sich im folgenden Schuljahr mit dem Thema der Woche der Brüderlichkeit in besonderer Weise zu befassen.

Die Laudatio hielt der Vorsitzende des Rates der EKD, Landesbischof Dr. Heinrich Bedford-Strohm. Er kritisierte die mangelnde Breitenwirkung des interreligiösen Lernprozesses und die antijüdischen Vorurteile innerhalb der Kirchen. Umso mehr sei das Engagement des „Gesprächskreises“ zu loben, der seit Jahrzehnten für ein normales Verhältnis zu den Juden eingetreten sei und deshalb zu Recht heute geehrt werde. An ihm könne man das Leitwort der Woche studieren und verstehen, dass „im Gehen der Weg“ entstehe.

Werner Trutwin, Bonn

Polen: Jüdische Grabsteine auf katholischen Friedhöfen

Im Mai 2008 wehte über dem kleinen katholischen Friedhof von Ksiazenice, einem Ort nahe Krakau, erstmals eine israelische Fahne.¹ Zum Gebet versammelt hatten sich der Ortspfarrer und ein Rabbiner sowie Vertreter der israelischen Botschaft in Warschau und der Gedenkstätte des Staates Israel für die Märtyrer und Helden des Holocaust Yad Vashem, Juden und Katholiken.

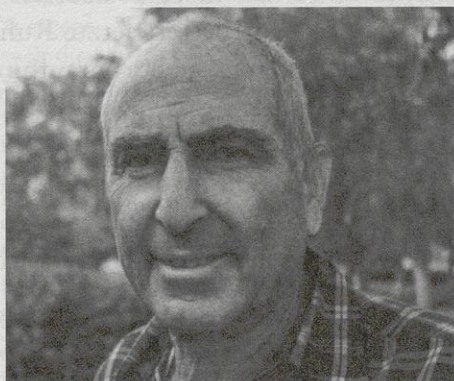
Anlass war die Enthüllung eines Grabsteins mit dem Davidstern und den Namen der Opfer von Todesmärschen in den Wintertagen Anfang 1945. Sie hatten auf Initiative des damaligen Pfarrers Pawel Rys in dieser katholisch geweihten Erde ihre letzte Ruhe gefunden. Das *Kaddisch* sprach der Franzose David Pustel, Enkel eines der hier bestatteten Opfer. Es ist dies nicht

1) Der folgende Bericht von Karolina Przewrocka *Nadal numerom imiona* („Er gab den Nummern Namen“) erschien erstmals in der polnischen Tageszeitung *Tygodnik Powszechny*, 25. Januar 2015, S. 44 – 47. Übersetzt aus dem Polnischen von Theo Mechtenberg, Bad Oeynhausen.

der einzige Stein zum Gedenken an die Opfer der Todesmärsche auf dem Friedhof von Ksiazenice. Bereits kurz nach Kriegsende wurde auf Anregung von Pfarrer Rys ein Grabstein mit 43 Häftlingsnummern errichtet, dem einzigen Hinweis auf die Identität der Toten. Der Grabstein galt den in der Nähe ermordeten Opfern, die am 25. Januar und am 12. Februar 1945 auf diesem Friedhof ihre letzte Ruhe gefunden hatten. Zwischen dem ersten und dem zweiten Grabstein gibt es eine enge Verbindung – die Geschichte des Israeli *Jaki Gantz*, eines ehemaligen Angehörigen des israelischen Geheimdienstes. [...] Seit 1999 führte Gantz mehrmals im Jahr Gruppen von israelischen Jugendlichen, Bankern (Bankiers), Veteranen und Rentnern nach Polen, um mit ihnen Auschwitz und andere Gedenkorte deutscher Judenvernichtung aufzusuchen.

Jaki Gantz.

Foto von Karolina Przewrocka.



Eine besondere Bedeutung erhielt die Reise im April 2004. Mitten in der Nacht war die Gruppe auf dem Krakauer Flughafen angekommen. Es war zu früh, das Hotel zu beziehen, und

Gantz fragte sich, wie er die Stunden bis zum Einchecken sinnvoll nutzen könnte. Da fiel ihm ein kürzlich in Yad Vashem gehörter Vortrag ein, in dem ein Gedenkstein mit den Nummern ermordeter KZ-Häftlinge auf dem Friedhof von Ksiazenice erwähnt wurde. Kurz entschlossen machte man sich dorthin auf den Weg. Um fünf Uhr früh befand sich Gantz mit der Gruppe von 20 Juden auf dem katholischen Friedhof. Sie entzündeten Kerzen, gedachten der anonymen, nur durch ihre KZ-Nummern präsenten Toten im Gebet und sangen die israelische Nationalhymne.

In den folgenden Jahren kehrte Gantz immer wieder mit Gruppen zu diesem Friedhof zurück. Doch es ließ ihm keine Ruhe, dass von den 43 dort verzeichneten Opfern lediglich eines mit Namen bekannt war. Es musste doch möglich sein, anhand der Nummern die Namen zu ermitteln. Also machte sich Gantz an die Arbeit, fragte im Museum Auschwitz-Birkenau nach sowie in Yad Vashem. Und dort wurde man fündig, 29 Juden, 5 Polen und ein

Jugoslawen wurden aus ihrer Anonymität befreit und erhielten ihre Namen zurück. Mit diesem Ergebnis suchte Gantz den Pfarrer von Ksiazienice auf und machte ihm den Vorschlag, neben dem ersten Grabstein einen zweiten, nunmehr mit Namen versehenen Grabstein aufzustellen. Zögerlich äußerte er zudem den Wunsch, den Stein durch den Davidstern zu kennzeichnen. Der Pfarrer sah darin kein Problem. Schließlich sei die Gemeinde stolz darauf, dass sich damals Pfarrer Rys der ermordeten Juden angenommen und dafür gesorgt habe, dass ihre Würde durch eine ehrenvolle Bestattung gewahrt blieb. Zwei Jahre später wurde der Gedenkstein feierlich enthüllt.

Doch damit sah der unermüdliche Gantz seine Mission noch nicht erfüllt. Was in Ksiazienice möglich war – so dachte er –, musste auch andernorts möglich sein. Also forschte er weiter, suchte in Bibliotheken nach Dokumenten und entdeckte, dass über die Geschichte jüdischer KZ-Häftlinge, die in katholischer Erde ihre letzte Ruhe gefunden hatten, bereits geschrieben worden war. Gantz suchte daraufhin auch diese Friedhöfe auf – in Mszana, Brzeszcz, Miedzna und Swierklany Dolne. Dank seiner Initiative befinden sich heute dort gleichfalls Grabsteine mit dem Davidstern zum Gedenken an die Opfer der Todesmärsche. Auch um ihre Finanzierung kümmerte er sich, indem er bei seinen ehemaligen Kollegen vom israelischen Geheimdienst und von der Telekom Gelder einwarb.

Bei seinen Nachforschungen war Gantz auch auf stille Helfer gestoßen, die sich der aus den Todesmärschen Geflüchteten angenommen, sie in ihren Häusern versteckt und damit ihr eigenes Leben riskiert hatten. Sie hatten sich nie ihrer Taten gerühmt und waren bis jetzt ungenannt geblieben. Für Gantz war dies der Anlass zu einem neuen Projekt, für das er polnische Lehrer, die er im Verlauf der Jahre kennen und schätzen gelernt hatte, gewinnen konnte. Sie versuchen nun mit ihren Schülern, diese stillen Helfer an ihren Orten ausfindig zu machen. Ein erstes Ergebnis dieses Projekts ist eine Tafel in der Kirche von Mszana mit dem Dank an jene Einwohner, die Juden auf einem dieser Todesmärsche gerettet hatten.

In Israel hält Gantz aufgrund seiner gewonnenen Erfahrungen und Kenntnisse unentgeltlich Vorträge; auch seine Initiativen in Polen bezahlt er aus eigener Tasche. Es genügt ihm die innere Befriedigung, dass nun – wie David Pastel – Angehörige der Opfer der Todesmärsche einen Ort haben, ihrer Toten zu gedenken. Und dass dabei die Todesmärsche als Teil des Holocaust ebenso wenig in Vergessenheit geraten wie die stillen Helfer.